

grifflicher Arbeit und argumentativer Logik tritt die assoziative Aneinanderreihung im Modus des gelehrten Geschnatters. Würde es als ein Geschäftsmodell taugen, wäre das eigentliche Publikationsmedium seiner Philosophie *Twitter*. Das war boshaft, zugegeben, aber in Žižeks Aufsatz ist von vielem die Rede – unter anderem von Einstein, der Heisenbergschen Unschärferelation, „Michael Kohlhaas“, Jim Careys Erfolgskomödien, „Antigone“, Lacan und „*Fight Club*“ –, nur von Angst nicht.

Um zu resümieren: Der Band versammelt heterogene, essayistisch angelegte Beiträge. Einige vermögen aufgrund ihres historischen Blicks und origineller Thesen anzuregen (Krämer, Baecker und Assmann), andere gehen am Thema vorbei (Žižek) oder berühren es nur am Rande (Ryklin, Heinrichs).

Hamburg

Veith Selk

Nationale Mythen demokratisieren?

Wolfgang Braungart: Ästhetik der Politik, Ästhetik des Politischen. Ein Versuch in Thesen, 192 S., Wallstein, Göttingen 2012.

Dass sich die Legitimität eines politischen Systems nicht ohne die zahlreichen Formen und Foren politischer Kommunikation herstellen ließe, stellt eine der wichtigsten Einsichten des modernen Politikverständnisses dar. Politik ist somit wesentlich als kommunikative Prozedur eines demokratischen Gesellschaftsraums zu begreifen. Doch bleibt in der Betonung des Kommunikativen stets die Sorge erhalten, dass diese Prozeduren durch rhetorische oder andere ästhetische Mittel etwas von ihrer ursprünglichen normativen Qualität einbüßen. Der Verdacht gegenüber jeglicher ‚Ästhetisierung‘, ‚Inszenierung‘ oder ‚Überredungskunst‘ in der Politik sitzt tief im politischen Denken. Vorschläge zur Revision dieses Vorbehalts wurden daher meist aus Disziplinen mit einer höheren Affinität zum Ästhetischen vorgebracht.

Mit seinen Thesen über die Ästhetik der Politik und des Politischen liefert der Literaturwissenschaftler Wolfgang Braungart nun ein erneutes Plädoyer dafür, die ästhetische Dimension politischer Kommunikationsmedien in ihrer Reflexivität ernst zu nehmen. Aus dem Kontext der historischen Politikforschung heraus betont er dabei nicht nur die breite Verwendung, sondern auch die normative Kraft ästhetischer Operationen wie der Metapher oder Allegorie.

Dies führt den Autor auf den weiten, und darin für Idiosynkrasien anfälligen Weg von der griechischen Polis über neuzeitliche Repräsentationsweisen bis zum Entwurf einer Neuen Mythologie um 1800 sowie heutigen medialen Vermittlungen der Politikwelt. Das zusammengetragene Material wird dabei nicht nur in wilder Abfolge angeführt, sondern bleibt meist auch im methodologischen Nationalismus, wenn nicht sogar ästhetischen Konservatismus des Verfassers gefangen.

Die nur selten trennscharfen 14 Thesen Braungarts werden zunächst durch die titelgebende Unterscheidung eröffnet: Während „Politik“ allein „die regulierten, *institutionalisierten* staatlichen Prozesse“ betrifft, „die auf verbindliche Entscheidungen und auf Machtausübung zielen“, bezeichnet das „Politische“ die „relative Offenheit“ und „Prozesshaftigkeit“ politischer Kommunikation (S. 28f.). Ausgehend hiervon unternimmt der Autor eine durchaus kritische Re-Lektüre des nicht unproblematischen Begriffs der Kommunikation – dem „Unbegriff unserer Zeit“ (S. 23) wie es mit Verweis auf Botho Strauß heißt. Doch dem Abgesang auf die Kommunikation hält Braungart dann dennoch einen emphatischen Kommunikationsbegriff im Anschluss an Jürgen Habermas entgegen, mit dessen Hilfe eine Politik der friedlichen Konfliktschlichtung anvisiert werden könne. Die kommunikationstheoretische Verkürzung sprachlicher Aushandlungsprozesse auf ihre semantische Dimension müsse hierzu jedoch noch durch einen ästhetisch angereicherten Begriff der Kommunikation korrigiert werden. In der ästhetischen Machart liegt ein wesentlicher Anteil kommunikativer Einsätze.

In der Folge dieser Behauptung tritt das Ästhetische nun auch nicht mehr als „Täuschungsagentur des Politischen“ (S. 13) auf. Die Künste, so eine der durchgehaltenen Thesen, werden seit jeher durch politische Kommunikation in Anspruch genommen und können dabei fundamental auf politische Prozesse einwirken. Braungart beruft sich dabei nicht allein auf verschiedene Theorien der Kollektivsymboliken, sondern hat auch Hans Blumenbergs Formel von der ‚Arbeit am Mythos‘ im Hinterkopf, die er für die Demokratie fruchtbar machen will. Gerade die demokratische Selbstverständigung erfordere spezifische und anschauliche Repräsentationsformen. Die sinnliche und ästhetische Überzeugungskraft von Kommunikationsprozessen sollte dem Autor zufolge insofern auch in der Demokratie kein unliebsamer Nebenaspekt, sondern ein kritisches Antriebsmoment sein.

Die ästhetische Performativität der Politik ist Braungart zufolge gerade nicht nur die ‚Auf-führung‘ oder ‚soziale Realisierung von vorgän-gigen ‚Skripten‘, sondern die Sache selbst“ (S. 56). Die rhetorische Kraft von Sprache und Bildern soll dabei offener thematisiert werden – nicht allein, um sich ihres Gefahrenpotentials zu vergewissern, sondern auch, um mit ihr neue demokratische Gestaltungsmöglichkeiten zu er-öffnen. Braungart, der damit auf Schillers Pro-gramm einer ästhetischen Erziehung der Men-schen schießt, will auf diese Weise „Bildprägungen“ schaffen, „an denen jeder partizipieren kann“ (S. 167). Zwar scheint er das Festhalten an der Idee einer neuen Mythologie problema-tisch zu finden, doch der für die Gegenwart dia-gnostizierten Fortdauer der Mythensehnsucht will er dennoch eine demokratische Variante entgegenhalten. Hierzu mobilisiert Braungart im weiteren Verlauf des Textes zahlreiche Begriffe der Literaturwissenschaft. Unter anderem wird das Metaphernfeld des Theaters als Bestandteil einer politischen Theorie der Kommunikation expliziert: „Politische Kommunikation ist eine kommunikative Handlung, die so gestaltet wird, dass sie vor einer Öffentlichkeit ‚aufgeführt‘ werden kann und für eine Öffentlichkeit taugt“ (S. 83).

In dieser Reformulierung liegt auch die Hoffnung auf eine neue ‚Rolle‘ der Künste in der Politik, denn Braungart zufolge liegen in der grundsätzlich symbolischen Qualität des Ästhe-tischen „auch und entscheidend die kritischen, womöglich subversiven Potentiale der Künste selbst, die diese Qualität noch potenzieren“ (S. 107). Die „Politik“ dagegen versucht seit je-her, „die Künste für sich in den Dienst zu neh-men und sie so zu domestizieren: in die mög-lichst verbindliche Repräsentation einzubinden. Die Geschichte der Zensur belegt das eindring-lich“ (ebd.). Inwieweit und inwiefern die Literatur und die bildenden Künste affirmative Bedeu-tungserwartungen unterlaufen, wird von Braun-gart jedoch nur am Rande thematisiert.

Die Thesen des Buches zielen dagegen eher auf das Programm der demokratischen Deliberation von Mythen und anderen Kollektiv-symbolen – wie etwa in der abschließenden These: „Mythen müssen selbst zum Gegen-stand vernünftiger, öffentlicher und ästhetisch kompetenter politischer Kommunikation ge-macht werden“ (S. 166). Doch verspielt Braun-gart mit dieser nicht unproblematischen und durchaus riskanten Behauptung nahezu alle kri-tischen Gesichtspunkte seines Vorhabens. Die angestrebte Demokratisierung der Mythen und

Kollektivsymboliken entpuppt sich insgeheim als das Programm einer national verengten, ästhe-tischen Bildung und Selbstverständigung. Die fehlende Distanz zum Gegenstand wird spä-testens anhand der unwissenschaftlichen Aus-lassungen über Deutschlands Repräsentation in der Welt deutlich. Die pathetische Segnung deutscher Gründungsmythen und ihrer literari-schen Überlieferung sowie die bisweilen uner-träglichen kleinen Nationalismen, die den ge-samten Text und offensichtlich auch das For-schungsinteresse durchziehen, reißen den Ver-fasser in das Denken jener ein, die sich mehr für die nationale Funktion der Dichter als für die kritischen sowie politisch emanzipatorischen und subversiven Gehalte der Künste interessieren.

Nicht nur übt sich Braungart damit in sou-veräner Ignoranz gegenüber sämtlichen Ideolo-gietheorien, die den Zusammenhang von Äs-thetik und Politik immer wieder aufgeworfen haben, sondern auch klassische Metaphern, wie etwa die des politischen Körpers, werden ledig-lich marginal behandelt. Dagegen überwiegen die diffusen Thesen zum repräsentativen Gehalt nationaler Bauwerke, in denen der demokrati-sche Gehalt nationalkultureller Repräsentation unhinterfragt vorausgesetzt wird. Zu guter Letzt wird auch der Fußball als eine „alle integrierende soziale und ästhetische Praxis“ umjebelt, die auch für die Politik – offensichtlich aber nur so-lange sportliche Erfolge gefeiert werden können – „zu einer symbolischen Praxis der ‚öffentlichen Sache‘ des Nationalen“ werden kann, und „in einer Weise ‚alle angeht‘, dass sich niemand davor fürchten muss“ (S. 52f.). Wer dagegen Politik nicht von nationalen Repräsentationen und Kollektivsymboliken abhängig machen will, der kann wiederum durch Braungarts Thesen das Fürchten lernen.

Frankfurt a. M./Basel

Felix Trautmann

Apologie der Ästhetisierung

Juliane Rebentisch: Die Kunst der Freiheit. Zur Dialektik demokratischer Existenz, 396 S., Suhrkamp, Berlin 2012.

Auf die Befürchtung, dass ein Eindringen des Ästhetischen in Regierungs- und Lebensformen eine Gefahr für demokratisch verfasste Ge-meinwesen darstellt, antwortet Juliane Reben-tisch mit einer Apologie der Ästhetisierung, die sie in „Die Kunst der Freiheit“ sprachlich elegant vorträgt. Das Buch stellt eine Zusammenstel-